

HEYNE <

ZUM BUCH

Die junge Ärztin Anna Zarides kommt 1273 nach Konstantinopel, um die Unschuld ihres Zwillingsbruders zu beweisen: Er soll einen Angehörigen des Hochadels ermordet haben und wurde dafür vom Kaiser auf Lebenszeit in ein abgelegenes Kloster verbannt. Anna verkleidet sich als Eunuch, damit sie sich bei ihren Nachforschungen frei bewegen und als Heilerin praktizieren kann – obwohl auf diese Art der Täuschung die Todesstrafe steht. Bereits nach kurzer Zeit zählt sie die einflussreichsten Persönlichkeiten zu ihren Patienten. Bestürzt erkennt sie, dass unzählige Intrigen die Stadt lähmen, der höchste Gefahr droht: Das mächtige Rom will sie mit Hilfe der Kreuzfahrer niederzwingen. Dabei spielt Giuliano Dandolo, der Vertraute des venezianischen Dogen, eine entscheidende Rolle – und just in ihn verliebt sich Anna unversehens. Doch ihr bleibt wenig Zeit, wenn sie ihren Bruder retten will: Byzanz steht kurz vor dem Untergang. Und Annas Feinde sind ihrem Geheimnis auf der Spur ...

ZUM AUTOR

Die Engländerin Anne Perry, 1938 in London geboren, verbrachte einen Teil ihrer Jugend in Neuseeland und auf den Bahamas. Schon früh begann sie zu schreiben. Ihre historischen Kriminalromane begeistern ein Millionenpublikum und gelangten international auf die Bestsellerlisten. 2000 erhielt sie den renommierten »Edgar Award«. Anne Perry lebt und schreibt in Schottland.

LIEFERBARE TITEL

Eine Weihnachtsreise – Die Frau aus Alexandria – Der Weihnachtsbesuch – Flammen über Scarborough Street – Der Weihnachtsmord – Die Verschwörung von Whitechapel – Das Weihnachtsrätsel – Der Weihnachtsfluch – Das Weihnachtsversprechen – Der Verräter von Westminster – Der Weihnachtsverdacht

ANNE PERRY

DIE DUNKLEN
WASSER DES
TODES

ROMAN

Aus dem Englischen
von K. Schatzhauser

WILHELM HEYNE VERLAG
MÜNCHEN

Die Originalausgabe THE SHEEN ON THE SILK
erschien bei Headline Publishing Group, U.K.



Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das für dieses Buch verwendete
FSC®-zertifizierte Papier *Holmen Book Cream*
liefert Holmen Paper, Hallstavik, Schweden.

Vollständige deutsche Taschenbuchausgabe 07/2012

Copyright © 2010 by Anne Perry

Copyright © 2011 der deutschen Ausgabe

by Wilhelm Heyne Verlag, München,

in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Printed in Germany 2012

Umschlaggestaltung und Motiv: © Hauptmann & Kompanie

Werbeagentur, Zürich, Franziska Witz

Satz: Leingärtner, Nabburg

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN: 978-3-453-40606-3

www.heyne.de

Jonathan gewidmet

PERSONENVERZEICHNIS

VENEDIG

DOGEN:

Lorenzo Tiepolo (1268–1275)

Giacopo Contarini (1275–1280)

Giovanni Dandolo (1280–1289)

Giuliano Dandolo

Pietro Contarini

BYZANZ

Anna Zarides, geborene Laskaris

Ioustinianos Laskaris, ihr Zwillingsbruder

Bischof Konstantinos

Zoe Chrysaphes

Helena Komnena, Zoes Tochter

Kaiser Michael Palaiologos

Nikephoros, Palasteunuch

Bessarion Komnenos

Antonios Kyriakis

Andrea Mocenigo

Avram Schachar

Irene Vatatzes, geb. Doukas

Dimitrios Vatatzes, ihr Sohn

Grigorios Vatatzes, ihr Gatte

Arsenios Vatatzes, Grigorios' Vetter

Georgios Vatatzes, Arsenios' Sohn

Kosmas Kantakouzenos

Leo und Simonis, Annas Diener

Sabas und Thomais, Zoes Diener

Graf Charles von Anjou, König von Neapel und
Sizilien, jüngerer Bruder des Königs von Frankreich

ROM

PÄPSTE:

Gregor X. (1271–1276)

Innozenz V. (1276)

Hadrian V. (1276)

Johannes XXI. (1276–1277)

Nikolaus III. (1277–1280)

Martin IV. (1281–1285)

Enrico Palombara und Niccolo Vicenze, päpstliche Legaten

PROLOG

Der junge Mann verharrte auf den Stufen, bis sich seine Augen an die dunklen Schatten gewöhnt hatten. Im Licht der Fackeln, das auf dem Wasser tanzte, wirkten die Gänge der großen Zisterne wie eine versunkene Kathedrale. Nur die oberen Enden der Säulen, auf denen das Deckengewölbe ruhte, waren sichtbar. Außer dem Echo von Tropfen, die irgendwo in der Ferne fielen, hörte man keinen Laut.

Einige Fuß unter ihm stand Bessarion auf der steinernen Plattform dicht am Wasser. Im flackernden Licht der Fackeln war zu erkennen, dass er gut aussah und schwarzes gewelltes Haar hatte. Er schien von der nahezu überirdischen Gelassenheit einer Ikone zu sein und keinerlei Angst zu haben. War sein Glaube wirklich so unerschütterlich?

Der junge Mann fror. Sein Herz schlug heftig, seine Hände waren steif vor Kälte. Gab es denn nicht doch noch eine Möglichkeit, von dem Vorhaben abzulassen? Obwohl er sämtliche Argumente mehrfach durchdacht hatte, war er nach wie vor nicht bereit und würde es auch nie sein. Doch es blieb keine Zeit mehr. Schon am nächsten Vormittag wäre es zu spät.

Er tat einen weiteren Schritt nach unten. Bessarion wandte sich um. Einen flüchtigen Augenblick lang legte sich der Ausdruck banger Besorgnis auf seine Züge, doch als er den Näherkommenden erkannte, gewann er sogleich seine Fassung zurück. »Was gibt es?«, fragte er mit leichter Schärfe in der Stimme.

»Ich muss mit dir sprechen.« Er stieg die Stufen bis zum Rand des Wassers hinunter und blieb wenige Schritte von Bessarion entfernt stehen. Er zitterte. Seine Hände waren kalt und feucht. Er hätte allen Besitz darum gegeben, nicht tun zu müssen, was es hier zu tun galt.

»Worüber?«, fragte Bessarion ungehalten. »Alles ist, wie es sein soll. Was gibt es da noch zu besprechen?«

»Wir können es nicht tun«, sagte er schlicht.

»Hast du etwa Angst?« Bessarions Gesichtsausdruck ließ sich im flackernden Licht nicht deuten, doch die Festigkeit in seiner Stimme schien absolut. Waren seine Selbstsicherheit und sein Glaube so unerschütterlich, dass er nie schwankte?

»Das hat mit Angst nichts zu tun«, gab der junge Mann zurück. »Angst lässt sich mit heißem Blut besiegen. Aber sofern unser Vorhaben falsch ist, gibt es keine Rechtfertigung dafür.«

»Von falsch kann keine Rede sein«, erklärte Bessarion mit Nachdruck. »Wir verhindern mit einer entschlossenen, raschen Tat das langsame Versinken in geistige Barbarei und den Verfall unseres Glaubens. Darüber haben wir doch schon geredet.«

»Ich spreche nicht von der moralischen Seite. Mir ist durchaus klar, dass es mitunter nötig sein kann, einen zu opfern, um viele zu retten.« Er setzte zu einem Lachen an, brach dann aber ab. Ob Bessarion ahnte, welche Ironie in diesen Worten lag? »Ich gebe zu bedenken, dass wir die Dinge möglicherweise falsch einschätzen.« Er sagte das ungerne. »Michael ist der richtige Mann – du bist es nicht. Wenn wir überleben wollen, sind wir auf seine Fähigkeiten angewiesen, auf seine Gerissenheit und seine Begabung, günstige Abkommen zu treffen, sich anderer zu bedienen, um unsere Feinde gegeneinander aufzuhetzen.«

Bessarion war wie vor den Kopf geschlagen. Das ließ sich sogar in den tanzenden Schatten auf seinen Zügen und an der Art erkennen, wie er den Kopf hielt.

»Verräter!«, stieß er ungläubig hervor. »Und was ist mit der Kirche? Würdest du auch Gott verraten?«

Die Dinge standen so schlimm, wie der junge Mann befürchtet hatte. Warum hatte er das nicht schon früher erkannt? Seine Zuversicht hatte ihn für diese Möglichkeit blind gemacht, und jetzt blieb ihm keine Wahl. Er selbst eignete sich nicht zur Führerschaft.

Seine Stimme zitterte. »Wir werden die Kirche nicht retten, wenn die Stadt fällt, aber genau dazu würde es kommen, wenn wir morgen unseren Plan ausführten.«

»Judas!«, stieß Bessarion voll Bitterkeit hervor. Er holte wütend aus und strauchelte, als er keinen Widerstand fand.

Es war entsetzlich. Es war, als wenn er sich selbst tötete – doch die Alternative war unvorstellbar schlimmer. Dem jungen Mann blieb keine Zeit nachzudenken. Während ihm die Übelkeit aus dem Magen in die Kehle stieg, stürmte er mit aller Kraft gegen Bessarion an, so dass dieser mit einem überraschten Aufschrei ins Wasser fiel. Der junge Mann sprang ihm nach, nutzte Bessarions Benommenheit und drückte dessen Kopf mit beiden Händen so kräftig er konnte in das kalte, klare Wasser.

Bessarion wehrte sich, versuchte nach oben zu kommen, konnte aber ohne Boden unter den Füßen nichts gegen den Sehnigeren und Stärkeren ausrichten, zumal dieser fest entschlossen war, für das, woran er glaubte, alles zu opfern.

Allmählich erstarben die Geräusche des Wassers, und die Stille der Schatten jenseits der Gänge gewann die Oberhand.

Der junge Mann hockte sich auf die Steine. Er fror, ihm war übel. Aber noch war seine Aufgabe nicht beendet. Er zwang sich aufzustehen. Mit Gliedern, die so sehr schmerzten, als habe man ihn durchgeprügelt, stieg er über die Stufen nach oben. Tränen liefen ihm über das Gesicht.

KAPITEL I

In Gedanken verloren stand Anna Zarides an der steinernen Mole und sah über das dunkle Wasser des Bosphorus zum Leuchtturm von Konstantinopel hinüber. Sein Licht erhellte den Himmel mit einem Strahlenbündel, das sich scharf vor den allmählich blasser werdenden Sternen abzeichnete. Es war ein großartiger Anblick. Sie wartete darauf, dass in der Morgendämmerung die Dächer der Stadt sowie deren herrliche Kirchen, Türme und Paläste sichtbar wurden.

Kalt wehte der Wind vom Wasser landeinwärts. Sie hörte das Zischen und Gurgeln der Wellen, deren Kämme kaum sichtbar waren. In der Ferne trafen auf einer Landspitze die ersten Strahlen des Tageslichts auf eine hundert, wenn nicht gar zweihundert Fuß hoch aufragende riesige Kuppel. Sie leuchtete in stumpfem Rot, als brenne ein Feuer in ihrem Inneren. Das musste die Hagia Sophia sein – nicht nur die schönste Kirche der Welt, sondern auch die größte, und zugleich Herz und Seele des christlichen Glaubens.

Unverwandt hielt Anna den Blick darauf gerichtet, während das Licht des Tagesgestirns zunahm. Links von der Hagia Sophia erkannte sie vier hohe schlanke Säulen, die wie Nadeln vor dem Horizont emporwuchsen. Das, wusste sie, waren Denkmäler für einige der bedeutendsten Herrscher der Vergangenheit. Dort musste außer dem Kaiserpalast auch die als Hippodrom bekannte Pferderennbahn liegen, doch alles, was sie sehen konnte, waren Schatten. Hier und da erspähte sie weiß schimmernden Marmor, Bäume

und die endlose Abfolge von Dächern einer Stadt, die größer war als Rom, Alexandria, Jerusalem oder Athen.

Inzwischen ließ sich der schmale Wasserstreifen des Bosphorus, auf dem bereits Schiffe verkehrten, deutlich ausmachen. Wenn sie sehr genau hinsah, konnte sie die Zinnen der mächtigen Seemauer wie auch einen Teil des darunter liegenden Hafens mit seinem Gewirr von Schiffsrümpfen und Masten erkennen, die alle in der Sicherheit der Wellenbrecher geborgen waren.

Langsam stieg die Sonne an dem blass leuchtenden Himmel auf wie ein Feuerball. Im Norden leuchtete das Goldene Horn glänzend wie Bronze zwischen den Ufern – es war ein wunderbarer Märzorgen.

Das erste Fährboot des Tages näherte sich. Mit der banger Überlegung, welchen Eindruck sie auf ihr unbekannte Menschen machen würde, trat sie zum Anleger und blickte auf das nur wenig bewegte Wasser hinab. Es warf ihr Gesicht zurück: graue Augen, kräftige, doch zugleich verletzlich wirkende Züge, hohe Wangenknochen und ein weicher Mund. Ihr kastanienbraunes Haar war wie das eines Pagen geschnitten, ohne jeden Schmuck und nicht von einem Schleier bedeckt, den zu tragen für eine Frau ein Gebot des Anstands war.

Jetzt war die Fähre kaum noch zweihundert Ellen entfernt, ein leichtes Boot, das ein halbes Dutzend Fahrgäste aufnehmen konnte. Der Fährmann ruderte gegen die steife Brise und die Strömungen an, die dort, wo Europa und Asien aufeinandertrafen, besonders tückisch waren. Während sie tief einatmete, spürte sie den Druck der straff um ihre Brust und um die Auspolsterung an ihrer Taille gewickelten Bandagen, die ihre weibliche Gestalt verbergen sollten. Trotz aller Erfahrung im Umgang damit fühlte sie sich

nach wie vor unbehaglich. Fröstelnd wickelte sie sich fester in ihren Umhang.

»Nein«, sagte Leo hinter ihr.

»Was ist?« Sie wandte sich zu ihm um. Die Stirn des hochgewachsenen, rundgesichtigen Mannes, auf dessen Wangen kein Bartwuchs zu erkennen war, legte sich in Sorgenfalten.

»Ihr dürft nicht zeigen, dass Euch kalt ist«, gab der Eunuch freundlich zur Antwort. »Das tun nur Frauen.«

Sie löste ihre Arme, ärgerlich über ihren törichten Fehler. Damit konnte sie das ganze Unternehmen gefährden.

»Seid Ihr immer noch entschlossen?«, fragte Simonis mit leicht schrill klingender Stimme. »Noch ist es nicht zu spät ... Ihr könnt es Euch noch anders überlegen.«

»Ich bleibe bei meiner Entscheidung«, sagte Anna entschlossen.

»Ihr dürft Euch keinen Fehler erlauben, Anastasios.« Mit voller Absicht benutzte Leo den Namen, den Anna für dieses Vorhaben gewählt hatte. »Wie Ihr wisst, stehen schwere Strafen darauf, wenn sich eine Frau als Mann oder auch nur als Eunuch ausgibt.«

»Dann muss ich eben dafür sorgen, dass es niemand merkt«, sagte sie schlicht.

Ihr war von Anfang an klar gewesen, dass die Sache nicht leicht sein würde. Aber mindestens einer Frau war es bereits gelungen, sich als Eunuch verkleidet in ein Mönchskloster einzuschleichen. Sie hieß Marina, und die Täuschung war erst nach ihrem Tod bekannt geworden.

Fast hätte sie Leo gefragt, ob er umkehren wolle, aber eine solche Kränkung verdiente er nicht. Außerdem war sie darauf angewiesen, ihm bei jeder Bewegung aufmerksam zuzusehen und alles, was er tat, genau nachzuahmen.

Inzwischen hatte das Boot den Anlegesteg erreicht, und der gut aussehende junge Fährmann erhob sich von der Ruderbank. Mit den sicheren und selbstverständlichen Bewegungen eines Menschen, der auf dem Wasser lebt, warf er ein Tauende um einen Haltepflock und sprang dann lächelnd auf die Planken des Anlegers.

Fast hätte Anna sein Lächeln erwidert, doch fiel ihr gerade noch rechtzeitig ein, dass das falsch gewesen wäre. Sie ließ ihren Umhang los, so dass der kalte Wind sie peitschte, und der Fährmann ging an ihr vorüber, um Simonis, die nicht nur älter und fülliger als Anna war, sondern ganz offenkundig als Frau zu erkennen, die Hand zu reichen und ihr ins Boot zu helfen. Anna folgte und setzte sich auf eins der Querbretter. Als Letzter kam Leo mit den Kisten, die ihre kostbaren Kräuter, Instrumente und Medikamente enthielten. Der Fährmann setzte sich wieder auf die Ruderbank, und es ging hinaus in die Strömung.

Anna sah sich nicht um. Gewiss, sie hatte alles Vertraute hinter sich gelassen, ohne zu ahnen, wann sie etwas davon wiedersehen würde, doch jetzt kam es nur noch auf das an, was sie sich vorgenommen hatte.

Die Strömung hatte das Boot schon ein ganzes Stück mit sich getragen. Wie eine steile Klippe ragten die Reste der Seemauer senkrecht über ihnen empor. Siebzig Jahre zuvor hatten die Lateiner sie beim vierten Kreuzzug erstürmt und dann die Stadt geplündert, niedergebrannt und ihre Bewohner vertrieben. Als Annas Blick daran emporwanderte, erschien sie ihr eher wie ein Werk der Natur denn wie etwas von Menschenhand Erbautes, und sie fragte sich, wie es überhaupt möglich gewesen war, einen Sturm darauf zu wagen – und dass er gelungen war, erschien ihr in diesem Augenblick vollends unmöglich.

Sie hielt sich am Bootsrand fest und wandte den Kopf nach links und rechts, um die Ausdehnung der Stadt in sich aufzunehmen. Sie war so groß, dass sie sich überallhin zu erstrecken schien, auf jede Felsfläche, in jeden Küsteneinschnitt und über jeden Hügel. So dicht lagen die Dächer der Häuser beieinander, dass es ihr vorkam, als könne man von einem zum anderen hinüberlaufen.

Der Fährmann lächelte über ihr kindliches Staunen. Sie merkte, dass sie errötete, und wandte sich ab.

Jetzt waren sie Konstantinopel so nahe gekommen, dass sie die Reste der zerstörten Mauern und die dunklen Brandspuren darauf ebenso erkennen konnte wie das Unkraut, das aus den Ritzen wuchs. Es erstaunte sie zu sehen, wie unberührt alles aussah, hatte doch Kaiser Michael Palaiologos bereits vor vollen zwölf Jahren das Volk von Konstantinopel im Jahre 1262 aus den Provinzen, in die man es einst vertrieben hatte, in die Stadt zurückgeführt.

Jetzt war auch Anna hier, zum ersten Mal und aus lauter falschen Gründen.

Der Fährmann kämpfte mit aller Kraft gegen das Kielwasser einer Trireme an, die in Richtung auf das offene Meer vorüberzog. Das Wasser lief von den Blättern der in drei Reihen übereinander angeordneten Ruder, bevor sie wieder eingetaucht wurden. Hinter dem Dreiruderer sah Anna, wie Männer in zwei beinahe kreisrunden Booten die Segel herabließen und sich dann bemühten, ihren Anker genau an der richtigen Stelle zu werfen. Ob sie wohl vom Schwarzen Meer gekommen waren? Welche Art von Waren mochten sie gebracht haben?

Inzwischen war das Fährboot schon fast in Reichweite des steinernen Anlegers, wo das Wasser im Schutz der mächtigen Wellenbrecher eine glatte Fläche bildete. Von irgend-

woher übertönte schrilles Lachen den Wellenschlag und das Geschrei der Möwen.

Der Fährmann ruderte sein Boot so dicht an den Anleger, dass es leicht dagegenstieß. Sie entlohnte ihn mit vier Kupfermünzen, sah ihn flüchtig an, stand auf und setzte den Fuß an Land, woraufhin er Simonis beim Aussteigen half.

Als Nächstes mussten sie jemanden für den Transport ihres Gepäcks finden und ein Gasthaus suchen, wo sie essen und unterkommen konnten, bis sie eine Möglichkeit hatte, ein Haus zu mieten und dort ihre Praxis einzurichten. In dieser Stadt würde ihr der gute Name des Vaters nicht weiterhelfen und sie anderen empfehlen wie in ihrer Heimatstadt Nikaia, der nur einen Tagesritt entfernt südöstlich auf der anderen Seite des Bosporus liegenden herrlichen alten Hauptstadt Bithyniens. Hier war sie auf sich allein gestellt, hatte zu ihrer Unterstützung lediglich ihre beiden Dienstboten Leo und Simonis, auf deren Treue sie sich allerdings in jeder Hinsicht verlassen konnte. Obwohl ihnen die lebenspraktischen Konsequenzen ihres verwegenen Plans bekannt waren, hatten sie sie freiwillig begleitet.

Auf den abgetretenen Steinplatten des Anlegers bahnte sie sich ihren Weg zwischen Töpferwaren, Marmortafeln, exotischen Hölzern, Ballen, die Wolle, Rohseide oder Teppiche enthielten, sowie Stapeln von kleinen Säcken, denen die Aromen fremdländischer Gewürze entströmten. Sie vermischten sich mit dem scharfen Geruch von Fisch, Fellen, menschlichem Schweiß und Dung.

Zweimal sah sie sich nach Leo und Simonis um. Sie war im Bewusstsein dessen aufgewachsen, dass Konstantinopel der Dreh- und Angelpunkt der Welt war, der Ort, an dem sich alle Wege zwischen Europa und Asien kreuzten, und

sie war stolz darauf gewesen. Jetzt fühlte sie sich von dem Gewirr fremder Sprachen überwältigt, die außer dem Griechisch der Byzantiner an ihr Ohr drangen.

Ein Mann mit einem schweren Sack auf den Schultern stieß sie an, murmelte etwas und ging weiter. Schweiß lief ihm über den nackten Rücken. Ein mit Töpfen und Küchengerät aller Art behängter Kesselflicker lachte laut und spie auf den Boden. Ein Moslem, der in einen schwarzen Seidenkaftan gekleidet war und einen Turban auf dem Kopf trug, schritt stumm vorüber.

Anna ging auf die andere Straßenseite, von Leo und Simonis dicht gefolgt. Dort ragten die Häuser teils vier, teils fünf Stockwerke hoch empor, und die Gassen zwischen ihnen waren schmaler, als sie angenommen hatte. Unangenehm stieg ihr der strenge Geruch nach Salz und abgestandenem Wein in die Nase. Der dort herrschende Lärm erschwerte es, sich verständlich zu machen. Sie schritt einen kleinen Hügel hinauf, fort vom Anleger.

Zu beiden Seiten lagen Läden und darüber Wohnungen, wie an der aus den Fenstern hängenden Wäsche deutlich zu erkennen war. Schon hundert Schritte weiter war es ruhiger. Der Duft von frischem Brot aus einer Bäckerei, an der sie vorüberkamen, ließ sie mit einem Mal an ihr Zuhause denken.

Es ging weiter nach oben. Der Kasten mit ihren medizinischen Gerätschaften war schwer, ihre Arme schmerzten. Für Leo musste es noch schlimmer sein, denn er schleppte die schweren Kisten, während Simonis einen Sack mit Kleidungsstücken trug.

Sie blieb stehen und setzte ihre Last einen Augenblick ab. »Wir müssen für heute Nacht eine Unterkunft finden oder zumindest einen Ort, an dem wir unsere Habe

unterstellen können. Außerdem brauchen wir etwas zu essen. Seit dem Frühstück sind über fünf Stunden vergangen.«

»Sechs«, sagte Simonis. »Ich hab im Leben noch nicht so viele Menschen gesehen.«

»Soll ich dir das abnehmen?«, fragte Leo. Sein Gesicht zeigte, dass er müde war. Seine Last wog deutlich mehr als das, was Simonis oder Anna zu tragen hatten.

Ohne darauf einzugehen, nahm Simonis ihren Sack wieder auf und begann erneut auszuschreiten.

Ein Stück weiter stießen sie auf ein Gasthaus, in dem sie nicht nur zu essen bekamen, sondern auch ein Nachtlager. Frische Leintücher bedeckten die mit Gänsedaunen gefüllten Matratzen. Jeder Raum verfügte über ein großes Waschbecken und eine Latrine mit einem gemauerten Ablauf. Pro Person und Nacht verlangte der Wirt acht Kupfermünzen; die Mahlzeiten waren zusätzlich zu bezahlen. Zwar war das viel Geld, doch bezweifelte Anna, dass sie woanders etwas deutlich Billigeres finden würde.

Sie wagte sich nicht recht auf die Straße, weil sie fürchtete, wieder etwas falsch zu machen, sich wie eine Frau zu verhalten oder auszudrücken oder falsch zu reagieren. Dann würde man auf sie aufmerksam werden und möglicherweise den Unterschied zwischen ihr und einem wirklichen Eunuchen erkennen.

Zu Mittag aßen sie in einer Schenke frisch gefangene Meeräsche und Weißbrot. Bei dieser Gelegenheit erkundigte sich Anna nach einer billigeren Unterkunft.

»Geht ein Stück weiter westwärts«, riet ihnen ein Tischgenosse, ein grauhaariger Mann in einem abgetragenen Kittel, der ihm gerade bis zu den Knien reichte. Seine Beine hatte er zum Schutz gegen die Kälte so mit Stoffstreifen

umwickelt, dass sie ihn bei der Arbeit nicht behinderten.
»Je weiter draußen, desto billiger. Ihr seid hier fremd?«

Es gab keinen Grund, das zu bestreiten. »Aus Nikaia«, teilte ihm Anna mit.

»Ich komme aus Sestos«, sagte er mit einem Lächeln, bei dem eine Zahnücke sichtbar wurde. »Aber früher oder später landen alle hier.«

Anna dankte ihm für die Auskunft, und am nächsten Tag mieteten sie einen Esel, der ihr Gepäck zu einem weniger teuren Gasthof am westlichen Rand der Stadt nahe der Mauer brachte, unweit des St. Charisios-Tores.

In jener Nacht lag sie auf ihrem Lager und lauschte auf die unvertrauten Geräusche der Stadt Konstantinopel um sie herum. Von klein auf hatten ihr Eltern und Großeltern Geschichten über das Herz des byzantinischen Reiches erzählt, doch jetzt, da sie dort war, kam ihr alles so sonderbar vor, dass es sich kaum erfassen ließ.

Natürlich würde sie nichts erreichen, wenn sie in ihrer Unterkunft blieb, und so würde sie sich, um ihren Lebensunterhalt zu sichern, gleich am nächsten Morgen aufmachen müssen, um ein Haus zu suchen, in dem sie ihre Praxis einrichten konnte.

Trotz ihrer Müdigkeit wollte der Schlaf nicht kommen, und sie fürchtete, in ihren von fremden Gesichtern erfüllten Träumen unterzugehen.

Aus den Berichten des Vaters wusste sie, dass die Stadt an drei Seiten von Wasser umgeben war. Die Hauptstraße mit Namen Mese, hatte er ihr erklärt, führte ostwärts ans Meer, gabelte sich nach Westen hin und lief auf zwei Stadttore zu. An ihr lagen alle bedeutenden Bauwerke: die Hagia Sophia, das Konstantins-Forum, das Hippodrom, den alten Palast der byzantinischen Kaiser und außerdem selbstver-

ständig eine Unzahl von Geschäften mit ihrem verlockenden Angebot an herrlichen Handwerkserzeugnissen, Seidenstoffen, Gewürzen und Edelsteinen.

In der Kühle des frühen Morgens brachen sie auf und schritten in dem Gassengewirr, das die ganze Stadt vom ruhigen Wasser des Goldenen Horns im Norden bis zum Marmarameer im Süden durchzog, rasch aus. An buchstäblich jeder Straßenecke drängten sich Menschen vor den Bäckereien. Mehrere Male mussten sie stehen bleiben und beiseitreteten, um hoch mit Obst und Gemüse beladene Eselskarren vorbeizulassen, die zum Markt strebten.

Gerade als sie die ungeheuer belebte breite Hauptstraße Mese erreichten, schwankte ein Kamel vorüber. Ihm folgte ein Mann, den das Gewicht eines Baumwollballens fast zu Boden drückte. Außer den einheimischen griechischen Byzantinern sah man Moslems mit Turbanen, Bulgaren mit kurzgeschorenem Haar, dunkelhäutige Ägypter, blauäugige Nordländer und Mongolen mit hohen Wangenknochen. Die Größe der Stadt, das pralle Leben, die grellen Farben von Kleidungsstücken und Sonnensegeln vor den Geschäften, Lila und Scharlachrot, Blau und Gold, Aquamarin, Weinrot und Rosa, erfüllten Anna mit ängstlicher Scheu. Ob sich all diese Menschen hier ebenso fremd vorkamen wie sie?

Sie wusste nicht recht, was sie zuerst tun sollte. Auf jeden Fall musste sie Erkundigungen einziehen und möglichst viel über die Wohnbezirke in Erfahrung bringen, die für die Suche nach einem Haus infrage kamen.

»Die Stadt ist so groß, dass man ohne Plan überhaupt nicht weiß, wo man ist«, sagte Leo mit gerunzelter Stirn.

»Wir müssen unbedingt ein gutes Wohnviertel finden«, fügte Simonis hinzu. Auch wenn sie wahrscheinlich voll

Sehnsucht an das Haus dachte, das sie in Nikaia verlassen hatten, war ihr Wunsch herzukommen beinahe ebenso stark gewesen wie der Annas. Deren Zwillingsbruder Ioustinianos, den Anna hier suchen wollte, war schon immer ihr Augenstein gewesen, und als er Nikaia verlassen hatte, um nach Konstantinopel zu gehen, hatte das Simonis tief bekümmert. Als sein letzter verzweifelter Brief gekommen war, in dem er der Schwester über seine Verbannung berichtete, hatte Simonis sogleich darauf bestanden, dass man ihren Liebling unbedingt und um jeden Preis retten müsse. Leo hingegen hatte seinen kühlen Kopf bewahrt und nicht nur darauf bestanden, dass man zuerst überlegen müsse, was sich überhaupt tun ließe, sondern sich auch sogleich Gedanken um Annas Sicherheit gemacht.

Es dauerte eine ganze Weile, bis sie ein Geschäft fanden, das mit Handschriften handelte. Als sich Anna dort nach einem Plan erkundigte, öffnete der schwächliche weißhaarige Inhaber mit bereitwilligem Lächeln eine Schublade, zog mehrere Schriftrollen heraus, entrollte eine von ihnen und zeigte ihr die mit schwarzer Tusche gezeichnete annähernd dreieckige Anlage der Stadt.

»Seht Ihr? Vierzehn Bezirke. Hier habt Ihr die Mese«, er deutete auf die Zeichnung, »da ist die Konstantins-Mauer und westlich von ihr die Mauer des Theodosius. Der Plan zeigt alles bis auf Galata, den dreizehnten Bezirk im Norden, auf der anderen Seite des Goldenen Horns. Aber dahin werdet Ihr nicht wollen – das ist etwas für Ausländer.« Er rollte den Plan wieder zusammen und schob ihn ihr hin. »Das macht zwei Solidi.«

Seine Äußerung über die Ausländer erstaunte sie, und sie argwöhnte, dass er sie übervorteilte. Trotzdem gab sie ihm das Geld.

Während sie der Mese weiter folgten, bemühten sie sich, nicht auffällig zu starren, um nicht als Provinzler erkannt zu werden. In langen Reihen zogen sich Händlerbuden an der Straße entlang. Obwohl die farbenfrohen Sonnensegel davor gegen den beständigen Wind an hölzernen Pfosten festgezurrten waren, knallten sie laut bei jeder Bö. Man hätte sie für Lebewesen halten können, die sich befreien wollten.

Im ersten Bezirk war die Luft schwer von den Gerüchen, die aus den Läden der Gewürz- und Spezereikrämer drangen. Begierig sog Anna den Duft ein. Zwar hatte sie weder Zeit noch Geld übrig, doch sah sie unwillkürlich hin und blieb einen Augenblick stehen, um die Schönheit der Auslagen zu bewundern. Nichts war dem Gelb des Safrans zu vergleichen und nichts den vielen Brauntönen des Muskats. Sie kannte den medizinischen Wert selbst der seltensten all dieser Erzeugnisse. Daheim in Nikaia hatte sie derlei eigens bestellen und für den Transport zusätzlich zahlen müssen, während hier alles einfach so dalag, als handele es sich um gewöhnliche Güter.

»Die Leute in der Stadt scheinen viel Geld zu haben«, bemerkte Simonis mit einer Spur Missbilligung in der Stimme.

»Vor allem werden sie keinen Arzt brauchen, weil sie bereits einen haben«, gab Leo zu bedenken.

Inzwischen hatten sie die Stände der Duftwasserhändler erreicht. Dort drängten sich weit mehr Frauen als an anderen Stellen. Ein großer Teil von ihnen war unübersehbar wohlhabend. Sie alle trugen, wie es der Brauch verlangte, eine vom Hals bis fast auf den Boden reichende Dalmatika und auf dem Haar einen Kopfputz samt Schleier. Als ihnen eine Frau im Vorübergehen zulächelte, fiel Anna auf, dass

ihre Lippen von Röteln leuchteten und ihre Brauen und vielleicht auch Wimpern leicht nachgefärbt waren.

Lachend begrüßte sie eine Bekannte, mit der sie ein Duftwasser nach dem anderen ausprobierte. Die bestickte Brokatseide ihrer Dalmatika bewegte sich im leichten Wind wie die Kelchblätter einer Blume. Anna beneidete die beiden um ihre Unbeschwertheit.

Ihre Patientinnen würden wohl einfachere Frauen sein, aber sie musste auch Männer finden, wenn sie erfahren wollte, warum der Kaiser seinen Günstling Ioustinianos von einem Tag auf den anderen in die Verbannung geschickt hatte. Dabei konnte ihr Bruder von Glück sagen, dass er noch lebte. Was mochte dahinterstecken, und was würde sie tun müssen, um zu erreichen, dass der Bann wieder aufgehoben wurde?

Am folgenden Tag verließen sie im Einvernehmen miteinander die unmittelbare Umgebung der Mese und drangen weiter in die Seitengassen mit ihren kleinen Läden und in die Wohnbezirke nördlich der Stadtmitte vor, die fast unmittelbar unter den riesigen Bögen des zweistöckigen Valens-Aquädukts lagen und von denen aus man gelegentlich einen Blick auf das in der Ferne schimmernde Wasser des Goldenen Horns erhaschte.

In einer Gasse, die kaum breit genug war, dass zwei Esel aneinander vorübergehen konnten, entdeckten sie zu ihrer Linken eine Treppe. In der Hoffnung, sich von oben besser orientieren zu können, stiegen sie hinauf. Dabei wäre Anna beinahe über Geröllbrocken gestolpert, die auf den Stufen lagen.

Unversehens endete die Treppe in einem kleinen Hof. Anna sah sich verblüfft um. Alle Mauern um sie herum wa-

ren beschädigt. Die eine wies Löcher auf, wo Steine herausgefallen waren, eine andere zeigte schwarze Brandspuren. Steine und Bruchstücke von Ziegeln lagen auf einem zerstörten Mosaikfußboden, und hochrankende Schlingpflanzen bedeckten alle Türen. Nur ein kleiner Turm stand noch vergleichsweise unversehrt, auch wenn an ihm offensichtlich Flammen emporgezüngelt hatten. Leo sah sich schweigend und mit bleichem Gesicht um, während Simonis ein Schluchzen unterdrückte.

Hier hatten sie das Entsetzen des Jahres 1204 sozusagen greifbar vor sich, als liege der Einfall der Mordbrenner erst wenige Jahre und nicht mehr als ein halbes Jahrhundert zurück. Jetzt verstanden sie so manches andere, was sie in den letzten Tagen gesehen hatten: zerstörte Kaianlagen und ganze Straßenzüge mit Häusern, die nach wie vor in von Unkraut überwucherten Trümmern lagen. Das war die Ursache für die Armut in einer Stadt, die man auf den ersten oberflächlichen Blick für die reichste der Welt halten konnte. Zwar waren ihre Bewohner schon vor über einem Jahrzehnt aus dem Exil zurückgekehrt, doch die Wunden der Eroberung mit all ihren grauenhaften Begleiterscheinungen waren noch längst nicht verheilt.

Anna wandte sich ab, als sie spürte, wie Entsetzen sich ihrer bemächtigte. Trotz der kräftigen Frühlingssonne überlief sie ein kalter Schauer hier im Windschatten, wo es eigentlich hätte warm sein müssen.

Bis zum Ende der Woche hatten sie ein Haus gefunden. Es lag in einer angenehmen Wohngegend an einem Hang nördlich der Mese zwischen den beiden großen Mauern. Das Haus war klein, befand sich aber in gutem Zustand und hatte schöne geflieste Böden. Vor allem der Innenhof mit

seinem einfachen Mosaikboden und den Weinreben, die bis zum Dach emporrankten, gefiel Anna. Aus einigen der Fenster konnte man den Lichtschimmer über dem Goldenen Horn sehen, kleine blaue Flecken zwischen den Dächern, die ihr den Eindruck von Unendlichkeit vermittelten und ihr fast ein Gefühl gaben, als könne sie fliegen.

Trotz einiger abschätziger Bemerkungen über die Küche, die Simonis machte, erkannte Anna an der Art, wie sie sich alles genau ansah und die Marmorflächen, das tiefe Wasserbecken und den schweren Tisch berührte, dass sie ihr zusagte. Daneben lag ein kleiner Vorratsraum mit Regalen und Schubladen. Vor allem aber gab es, wie in allen besseren Stadtteilen, reichlich sauberes Wasser, das allerdings leicht salzig schmeckte.

Das Haus war geräumig und enthielt außer dem Esszimmer, einem Behandlungszimmer und einem Vorraum, in dem Patienten warten konnten, so viele Räume, dass jedem der drei ein eigener Schlafraum zur Verfügung stand. Darüber hinaus gab es noch eine Kammer, deren Tür Leo mit einem Vorhängeschloss sicherte. Dort wollte Anna ihre Kräuter, Salben, Tinkturen sowie ihre Skalpelle, Nadeln und dergleichen aufbewahren. Sie stellte einen hölzernen Schrank mit mehreren Dutzend kleinen Schubladen hinein, die ihre Kräuter, Blätter und Wurzeln aufnehmen sollten. Um Verwechslungen vorzubeugen, beschriftete sie jede einzelne Schublade.

Doch trotz des Hinweisschildes am Eingang, das ihren Beruf anzeigte, kamen keine Patienten. Also musste sie dafür sorgen, dass ihre Anwesenheit und ihre Fähigkeiten den Menschen in der Stadt bekannt wurden. Mit diesem Vorhaben fand sie sich eines Tages um die Mittagszeit im grellen Sonnenlicht und scharfen Wind auf den Stufen vor

einer Schenke wieder. Sie öffnete die Tür und trat ein, schritt durch die Menge und sah einen Tisch mit einem freien Platz. Alle anderen waren von Männern besetzt, die aßen und erregt miteinander sprachen. Zumindest einer von ihnen war ein Eunuch, ein hochgewachsener Mann mit langen Armen, weichen Gesichtszügen und einer zu hohen Stimme, die deutlich zeigte, mit wem man es zu tun hatte.

»Darf ich mich setzen?«, fragte sie.

Während keiner der anderen auf ihre Frage achtete, machte der Eunuch eine einladende Handbewegung. Vielleicht freute er sich, seinesgleichen zu sehen.

Ein Kellner kam und zeigte, was es zu essen gab: kleingeschnittenes Schweinefleisch in einer Tasche aus Weizenbrot.

Sie dankte dem Kellner und sagte in die Runde: »Ich heiße Anastasios Zarides und bin Arzt. Ich bin gerade frisch in das Haus mit der blauen Tür eingezogen, das gleich oben auf dem Hügel steht.«

Einer der Männer zuckte die Achseln und stellte sich ebenfalls vor. Gutmutig sagte er: »Ich werd dran denken, wenn ich mal krank bin. Falls Ihr Wunden nehen könnt, bleibt Ihr am besten gleich hier. Sobald wir mit unserem Streit fertig sind, gibt es bestimmt Arbeit für Euch.«

Sie war nicht sicher, ob das als Scherz gemeint war, und wusste nicht recht, was sie darauf sagen sollte. Sie hatte schon von der Tür aus laute Stimmen gehört. »Ich habe Nadel und Seidenfaden«, erklärte sie.

Einer der anderen lachte. »Wenn man uns überfällt, werdet Ihr mehr als das brauchen. Wie gut versteht Ihr Euch auf die Auferweckung von Toten?«

»Ich habe es nie versucht«, sagte sie so gleichmütig, wie sie konnte. »Wäre das nicht eher ein Fall für einen Priester?«

In dem allgemeinen Gelächter, das darauf folgte, hörte sie einen Unterton von Furcht und begann auf die unterschwelligeren Signale zu achten, die ihr nicht aufgefallen waren, während sie sich bemüht hatte, ein Haus zu finden und ihre Praxis zu eröffnen.

»Was für eine Art Priester?«, fragte einer der Männer scharf. »Ein orthodoxer oder ein römischer? Auf welcher Seite steht Ihr?«

»Auf der orthodoxen«, sagte sie ruhig. Sie hielt es für richtig, auf die Herausforderung einzugehen, denn mit Schweigen würde sie die anderen täuschen.

»In dem Fall solltet Ihr mit mehr Nachdruck beten«, teilte er ihr mit. »Gott weiß, dass wir das brauchen werden. Nehmt einen Schluck Wein.«

Während sie ihm ihr Glas hinhielt, spürte sie, dass ihre Hand zitterte. Rasch setzte sie es auf den Tisch. »Danke.« Als es gefüllt war, hob sie es und zwang sich zu lächeln. »Ich trinke auf Eure Gesundheit ... vielleicht abgesehen von Nesselfieber oder einem leichten Hautausschlag. Ich verstehe mich darauf, das zu heilen, und es kostet nicht viel.«

Unter allgemeinem Lachen hoben die Männer ihre Gläser.

KAPITEL 2

Einen nach dem anderen suchte Anna ihre Nachbarn auf, stellte sich vor, nannte ihren Beruf und teilte ihnen mit, sie habe sich auf Lungenleiden und Hautkrankheiten spezialisiert, insbesondere Verbrennungen. Dann ging sie wieder. Manche hatten bereits einen Arzt, aber das war ihr von vornherein klar gewesen.

In den kleinen Läden nahe ihrer Wohnung erwarb sie verschiedene Haushaltsgegenstände, wobei sie darauf achtete, für ihr Geld möglichst gute Qualität zu bekommen. Auch dort stellte sie sich und ihre Fähigkeiten vor. Mit den Ladeninhabern vereinbarte sie, dass diese sie ihren anderen Kunden weiterempfehlen würden, wofür sie im Gegenzug ihren Patienten die Läden empfehlen wollte.

Am Ende der zweiten Woche hatte sie erst zwei Patienten. Nach der gut besuchten Praxis in Nikaia, die sie von ihrem Vater übernommen hatte, war das sehr wenig. Beides waren so leichte Fälle, dass ein einfacher Kräuteraufguss genügte, um den Juckreiz zu stillen und die Hautrötung abklingen zu lassen.

Sie bemühte sich, vor ihren beiden Dienern nicht mutlos zu erscheinen, und in der dritten Woche gab es eine Wendung zum Besseren. Sie wurde zu einem Unfall gerufen. Ein älterer Mann war auf der Straße umgerissen worden und hatte sich dabei die Beine stark aufgeschürft. Der Junge, der sie holte, beschrieb die Wunden so anschaulich, dass sie gleich wusste, welche Salben und Tinkturen sie mitnehmen musste, und auch, welche Kräuter, um den Schmerz und den Schock zu lindern. Schon nach einer halben Stunde ging es dem Mann deutlich besser, und da er am nächsten Tag vor allen, denen er begegnete, ihr Können in den höchsten Tönen pries, verdreifachte sich die Zahl ihrer Patienten in wenigen Tagen.

Jetzt durfte sie ihr eigentliches Vorhaben nicht länger aufschieben; sie musste anfangen, Informationen einzuholen.

Am naheliegendsten war es, damit bei Bischof Konstantinos zu beginnen, über den Ioustinianos seinen letzten Brief geschickt hatte. Er hatte den Bischof zuvor häufig er-

wähnt, betont, wie treu er zum orthodoxen Glauben stehe, wie mutig er den Herrschaftsgelüsten der römischen Kirche Widerstand geleistet und welche Güte er Ioustinianos erwiesen habe, als dieser vor langer Zeit von Nikaia nach Konstantinopel gekommen war. Aus den Briefen des Bruders wusste sie auch, dass Konstantinos Eunuch war, und genau das beunruhigte sie. Sie stand inmitten der vertrauten Gerüche nach Muskat, Moschus, Nelken und Kampfer in ihrer Kräuterkammer und ballte die Fäuste. Auf keinen Fall durfte sie sich gegenüber dem Bischof verraten. Jede ihrer Bewegungen musste sitzen. Jeder noch so geringe Fehler würde seinen Argwohn wecken und ihn veranlassen, sie genau unter die Lupe zu nehmen, wobei sie mit Sicherheit auffliegen würde. Womöglich würde er sogar annehmen, sie habe ihn verspotten wollen.

Sie fand Leo in der Küche, wo Simonis Weißbrot, frischen Käse, Gemüse und mit Essig angemachten Lattich auf den Tisch brachte, wie es sich für den April gehörte. Für die Speisen eines jeden Monats gab es genaue Vorschriften, und Simonis war mit ihnen allen vertraut.

Leo wandte sich ihr zu, als sie hereinkam, und legte das Türscharnier aus der Hand, das er gerade reparierte. Erst seit sie in das Haus eingezogen waren, hatte sie entdeckt, mit welchem Geschick er allerlei handwerkliche Tätigkeiten auszuüben verstand.

»Es ist an der Zeit, dass ich Bischof Konstantinos aufsuche«, sagte sie ruhig. »Aber zuvor hätte ich gern noch eine Lektion ... bitte.«

Einem Eunuchen standen alle Türen offen, während sie als Ärztin ausschließlich weibliche Patienten hätte behandeln dürfen. Auf die Weise hätte sie aber nur äußerst wenig über das Leben ihres Bruders in der Hauptstadt heraus-

bringen können, über die unendlich vielen kleinen Dinge, von denen er in all seinen vielen Briefen nichts berichtet hatte.

Zu ihrer Entscheidung, als Eunuch aufzutreten, hatte auch beigetragen, dass sie als Witwe nicht dazu gedrängt werden wollte, wieder zu heiraten. Das stand zwar nicht im Vordergrund, war ihr aber doch wichtig. Auch wenn es ihr bisweilen gelang, ohne Zorn oder Schmerz an ihren Mann Eustathios zurückzudenken, wäre es ihr unmöglich gewesen, sich erneut an einen Mann zu binden.

»Vor allem darf man nicht merken, dass Ihr Euch bemüht, wie ein Mann zu wirken«, sagte Leo. »Es gibt zahlreiche Arten von Eunuchen, je nachdem, zu welchem Zeitpunkt ihres Lebens man sie entmannt hat. Manche von uns, bei denen der Eingriff spät erfolgt ist, sind nahezu wie Männer, aber Ihr mit Eurem zierlichen Körperbau, der weichen Haut und der sanften Stimme müsst Euch unbedingt wie jemand verhalten, den man schon als Kind verschnitten hat. Wenn Ihr das nicht beachtet, lenkt Ihr die Aufmerksamkeit der Menschen auf Euch.«

Sie sah ihm zu, wie er sich im Zimmer bewegte. Er war hochgewachsen und schlank, leicht vorgebeugt unter der Last der Jahre, aber überraschend kräftig. Mit seinen schmalen Händen konnte er Holz zerbrechen, das sie nicht einmal zu biegen vermochte. Er ging mit einer sonderbaren Anmut, die weder an einen Mann noch an eine Frau erinnerte. Diese Art zu gehen musste sie nachahmen.

»Und dann Eure Hände. Ihr benutzt sie nicht genug, wenn Ihr redet. Seht her ... So.« Er führte ihr Gesten vor, bei denen die Finger anmutig wirkten, doch sonderbarerweise nicht weiblich.

Sie versuchte es ihm nachzutun.

Simonis sah ihr mit besorgt in Falten gelegter Stirn zu. Hatte auch sie Angst? Bestimmt erkannte sie die Unterschiede zwischen Anna und Leo, sah alles, was sie falsch machte.

»Ihr solltet essen«, sagte sie und wies auf den von ihr sorgfältig gedeckten Tisch.

Nach der Mahlzeit kleidete sich Anna zum Ausgehen um. Es war kühl und nieselte, doch bis zum Haus des Bischofs gleich auf der anderen Seite der Konstantins-Mauer ganz in der Nähe der Apostelkirche war es nur eine knappe Meile, und so eilte sie rasch durch die Straßen.

Ein älterer Diener ließ sie ein und teilte ihr mit, zwar sei der Bischof beschäftigt, doch freue ihn der Besuch, und er werde sie empfangen, sobald er frei sei. Das bartlose, glatte Gesicht des Mannes war ausdruckslos; er betrachtete sie ohne jedes Interesse.

Sie wartete in einem großen Raum mit Mosaikfußboden und ockerfarbenen Wänden. Im Dämmerlicht, das dort herrschte, schienen zwei Ikonen an der Wand förmlich zu leuchten. Eine, die mit Edelsteinen besetzt war, zeigte die Jungfrau Maria in Blau- und Goldtönen, die andere einen Christus als Pantokrator in warmen Braun- und Ockertönen sowie gebrannter Umbra.

Sie bemerkte eine leichte Bewegung und wandte sich von den Bildern ab. Dabei fiel ihr Blick durch einen Türbogen in einen helleren Raum, hinter dem ein Innenhof lag. Dort stand der hochgewachsene Bischof und hielt der vor ihm knienden Frau lächelnd eine Hand zum Kuss hin. Während sie mit ihren Lippen seine Finger berührte, verschwand der goldene Ring mit seinem großen Stein fast darunter. Einen Augenblick lang wirkte das Bild auch wie eine Ikone, ein für alle Ewigkeit festgehaltenes Sinnbild der Vergebung.

Der Friede, der über dieser Szene lag, erfüllte Anna mit plötzlichem Schmerz. Es drängte sie, sich ebenfalls auf die Knie zu werfen und um Absolution zu bitten, zu spüren, wie die Last von ihr genommen wurde, ihr die Luft wieder frei in die Lunge drang. Aber das war unmöglich. Die Frau erhob sich, die Vision verschwand. Sie war etwa in Annas Alter, und auf ihrem von einem dunklen Haar- kranz umgebenen Gesicht schimmerten Tränen der Erleichterung.

Konstantinos machte das Kreuzzeichen und sagte etwas, was Anna auf die Entfernung nicht verstehen konnte. Die Frau wandte sich um und verließ den Raum durch eine andere Tür. Anna ging auf den Bischof zu. Jetzt war der Augenblick für die erste wichtige Lüge gekommen. Sofern sie diese Prüfung bestand, lagen tausend weitere vor ihr.

Konstantinos hieß sie mit einem Lächeln willkommen.

»Anastasios Zarides, Ehrwürdigste Exzellenz«, sagte sie achtungsvoll. »Ich bin Arzt und vor kurzem aus Nikaia gekommen.«

»Seid willkommen«, gab er voll Wärme zurück. Seine Stimme war tiefer als die der meisten Eunuchen, so, als habe man ihn erst lange nach der Pubertät entmannt. Sein glattes Gesicht war bartlos, und seine braunen Augen blickten scharf. »Was kann ich für Euch tun?« Zwar war er höflich, wirkte aber unbeteiligt.

Sie hatte ihre Lüge gut einstudiert. »Ein entfernter Verwandter hat mir geschrieben, dass Ihr ihm in schwierigen Zeiten beigestanden habt«, begann sie. »Er heißt Ioustinianos Laskaris. Danach habe ich außer beunruhigenden Gerüchten über einen tragischen Vorfall lange nichts mehr über ihn gehört. Ich wage in der Sache nicht weiter nachzuforschen, um ihm keine Ungelegenheiten zu bereiten.«

Trotz der Wärme im Raum zitterte sie. Der Bischof sah sie aufmerksam an, wie sie dastand, gleich jener Frau respektvoll wartend. Sie hob die Hände, wusste dann aber nicht, was sie mit ihnen tun sollte, und ließ sie wieder sinken. Was wusste der Bischof über Ioustinianos? Dass seine Eltern nicht mehr lebten, dass er Witwer war? Sie musste vorsichtig sein. »Seine Schwester macht sich große Sorgen um ihn.« Zumindest das war die reine und unverfälschte Wahrheit.

Mit ernstem Gesicht nickte er bedächtig. »Ich fürchte, ich habe keine guten Nachrichten für sie«, sagte er schließlich. »Ioustinianos lebt zwar, aber man hat ihn in ein Wüstenkloster weit hinter Jerusalem verbannt.«

Mit einem Ausdruck von Bestürzung fragte sie: »Aber warum denn? Was hat er getan, um eine solche Strafe zu verdienen?«

Der Bischof presste die Lippen aufeinander. »Bessarion Komnenos wurde ermordet, und man hat ihn der Mittäterschaft beschuldigt. Dieses Verbrechen hat ganz Konstantinopel erschüttert, denn Bessarion war nicht nur von edler Abkunft, er galt darüber hinaus vielen geradezu als Heiliger. Ioustinianos kann von Glück sagen, dass man ihn nicht hingerichtet hat.«

Annas Mund fühlte sich trocken an, und das Atmen fiel ihr schwer. Über Generationen hinweg waren die byzantinischen Kaiser aus dem Hause Komnenos gekommen, bevor die Laskariden auf den Thron gelangt waren, während der jetzige Herrscher aus dem Geschlecht Palaiologos stammte.

»War das die schwierige Lage, in der Ihr ihm beigestanden habt?«, fragte sie, als sei sie gerade jetzt zu dieser Schlussfolgerung gelangt. »Aus welchem Grund hätte er sich zu einer solchen Untat hinreißen lassen können?«

Der Bischof überlegte einen Augenblick. »Ist Euch bekannt, dass der Kaiser im nächsten Jahr Gesandte ausschi-cken will, die mit dem Papst verhandeln sollen?«, fragte er. Er gab sich keine Mühe, die Schärfe aus seiner Stimme he-rauszuhalten, die deutlich zeigte, wie er zu diesem Vorha-ben stand. Wie bei einer Frau schienen seine Gefühle dicht unter der Oberfläche zu liegen, ganz so, wie man es Eunu-chen nachsagte.

»Ich habe dies und jenes munkeln hören«, gab sie zu-rück, »und gehofft, dass es nicht zutrifft.«

»Das tut es aber«, entgegnete er knapp. Er stand starr und hatte seine bleichen, kräftigen Hände halb vor sich er-hoben. »Um uns vor dem Heer der Kreuzfahrer zu bewah-ren, ist der Kaiser bereit, auf der ganzen Linie zu kapitu-lieren, ganz gleich, welche Lästerungen damit verbunden sind.«

Sie merkte, dass der Bischof sie trotz der Leidenschaft, mit der er sprach, aufmerksam musterte.

»Die Heilige Jungfrau wird uns beschützen, wenn wir auf sie vertrauen«, sagte sie, »wie sie es auch schon früher getan hat.«

Die fein geschwungenen Brauen des Bischofs hoben sich. »Seid Ihr so neu hier, dass Ihr nicht gesehen habt, welche Spuren der Brandschatzung der Stadt durch die Lateiner noch heute zu erkennen sind, siebzig Jahre, nachdem sie Konstantinopel erobert haben?«

Sie schluckte. Sie hatte sich entschlossen. »Ich nehme nicht an, dass unser Glaube damals Schaden gelitten hat«, gab sie zurück. »Ich würde lieber für ihn sterben, als um den Preis zu leben, Gott an Rom zu verraten.«

»Ihr seid ein Mann von festen Grundsätzen«, sagte der Bischof, und ein freundliches Lächeln trat auf sein Gesicht.

Sie kehrte zu ihrer ersten Frage zurück. »Warum hätte Ioustinianos jemanden bei der Ermordung jenes Bessarion Komnenos unterstützen sollen?«

»Das hätte er selbstverständlich nicht getan«, sagte der Bischof in bedauerndem Tonfall. »Er ist ein Mann von edlem Charakter und ein ebenso entschiedener Gegner einer Union mit Rom, wie es Bessarion war. Aber es gab Gerüchte und Vorwürfe.«

»Welche?« Gerade noch rechtzeitig fiel ihr ein, dass sie sich ehrerbietig verhalten musste, und so senkte sie rasch den Blick. »Könntet Ihr mir das sagen? Wem soll er geholfen haben, und was ist mit diesem anderen geschehen?«

Der Bischof hob die Hände höher, eine elegante Bewegung, die in ihrer Unmännlichkeit verwirrend wirkte. Plötzlich begriff Anna, dass er, obwohl weder Mann noch Frau, dennoch ein hochintelligenter Mensch voll von innerem Feuer war. Genau das, was zu sein sie vorspiegelte.

»Antonios Kyriakis«, unterbrach seine Stimme ihre Gedanken. »Man hat ihn hingerichtet. Er und Ioustinianos waren eng miteinander befreundet.«

»Und Ihr habt Ioustinianos gerettet?«, fragte sie mit belegter Stimme. Es war fast ein Flüstern.

Er nickte langsam und ließ die Hände sinken. »Ja. Er wurde mit Verbannung in die Wüste bestraft.«

Sie lächelte ihm zu. »Danke, Ehrwürdigste Exzellenz. Ihr gebt mir den Mut, den Kampf für unseren Glauben fortzusetzen.« Die Aufrichtigkeit ihrer Danks war unverkennbar.

Er erwiderte ihr Lächeln und machte das Kreuzzeichen auf die griechische Weise.

Sie verließ das Haus in einem Aufruhr der Gefühle: Angst, Dankbarkeit und die bange Frage, was die Zukunft bringen würde. Sie war beeindruckt von der starken Per-

sönlichkeit des Bischofs, dessen Glauben nichts erschüttern zu können schien.

Sie war fest davon überzeugt, dass Ioustinianos den Mord nicht begangen haben konnte. Auch wenn sie sich äußerlich nicht besonders ähnlich sahen, war er doch ihr Zwillingsbruder, und sie kannte ihn ebenso gut wie sich selbst. Er hatte ihr in den letzten verzweifelten Augenblicken geschrieben, bevor man ihn in die Verbannung geschickt hatte, und ihr mitgeteilt, Bischof Konstantinos habe ihm geholfen, allerdings nicht, warum oder auf welche Weise.

Jetzt nahm sie sich vor, seine Schuldlosigkeit zu beweisen. Sie beschleunigte den Schritt auf dem unebenen Straßenpflaster.

KAPITEL 3

Nachdem Anastasios Zarides hinausgegangen war, verharrte der Bischof nachdenklich in dem Raum mit den Ikonen an den ockerfarbenen Wänden. Ihm ging der Gedanke durch den Kopf, dass ihm dieser Arzt im bevorstehenden Kampf um die Verteidigung des orthodoxen Glaubens gegen die Begierde Roms möglicherweise als Verbündeter förderlich sein konnte. Dieser allem Anschein nach kluge, scharfsinnige und ganz offensichtlich gebildete Mensch dürfte an Rom mit seinem Hang zur Gewalttätigkeit und seinen hinterwäldlerischen Vorstellungen kaum etwas Verlockendes sehen. Sofern er nicht nur die den Eunuchen eigene Geduld und deren beweglichen Geist besaß, sondern auch bestimmte Dinge instinktiv erfasste, musste ihm

die barbarische Unbarmherzigkeit der Lateiner ebenso zuwider sein wie ihm selbst.

Die Fragen allerdings, die er gestellt hatte, waren beunruhigend. Bislang war Bischof Konstantinos der Ansicht gewesen, mit der Hinrichtung Antonios' und Ioustinianos' Verbannung sei der Mordfall Bessarion abgeschlossen.

Unruhig schritt er auf dem farbigen Mosaikboden auf und ab.

Nie hatte Ioustinianos von nahen Verwandten gesprochen, doch war es auch nicht üblich, Vettern oder noch weiter entfernte Angehörige zu erwähnen.

Sofern Konstantinos nicht auf der Hut war, konnten ihm diese Fragen zwar Unannehmlichkeiten bereiten, doch dürfte es ihm nicht schwerfallen, damit fertigzuwerden. Niemand wusste, welche Rolle er in der Sache gespielt, und niemand wusste, warum er den Kaiser um Gnade für Ioustinianos gebeten hatte, der jetzt weit fort in Judäa war, wo er nichts aussagen konnte.

Vorausgesetzt, dieser Anastasios Zarides war tatsächlich ein geschickter Arzt, mochte er sich als nützlich erweisen. Da er aus Nikaia kam, einer für ihre Gelehrsamkeit bekannten Stadt, hatte er möglicherweise sogar Gelegenheit gehabt, Vorteil aus dem medizinischen Wissen der Juden und Araber zu ziehen. Auch wenn Konstantinos sich das nur ungern eingestand – sie waren mitunter bessere Ärzte als jene, die sich streng an die christliche Lehre hielten, derzufolge jede Krankheit auf Sünde zurückging.

Sofern dieser Anastasios besondere Fertigkeiten besaß, würde er damit früher oder später eine größere Anzahl von Patienten an sich ziehen. Kranke Menschen hatten Angst, und wer sich dem Tod nahe fühlte, gab bisweilen Geheimnisse preis, die er andernfalls für sich behalten hätte.

Er verbrachte den Rest des Nachmittags mit kirchlichen Angelegenheiten, sprach mit Priestern und Bittstellern, die von ihm Beistand in dieser oder jener Sache begehrten, um geistlichen Rat oder Fürsprache ersuchten, ein Sakrament gespendet haben wollten und dergleichen. Sobald der Letzte von ihnen gegangen war, wandten sich Konstantins Gedanken erneut dem Eunuchen aus Nikaia und dem Mord an Bessarion Komnenos zu. Es galt, Vorkehrungen für den Fall zu treffen, dass sich der junge Mann auch andernorts um Antworten auf seine Fragen nach Ioustinianos bemühte.

Zwar war der Bischof überzeugt, dass keinerlei Gefahr mehr bestand, doch es war besser, sich Gewissheit zu verschaffen.

Mit einem Umhang über seiner mit Brokat und Edelsteinen besetzten Dalmatika trat er auf die Straße hinaus. Rasch schritt er den leicht ansteigenden Hügel hinauf und hob den Blick zum Valens-Aquädukt, der über ihm aufragte. Schon seit über sechshundert Jahren versorgte er die Menschen jenes Stadtteils ununterbrochen mit sauberem Wasser. Es machte ihm Freude, das Bauwerk anzusehen, dessen große Kalksteinblöcke nicht Mörtel zusammenhielt, sondern ausschließlich das große handwerkliche Geschick seiner Erbauer. Es schien ihm so zeitlos und unzerstörbar wie die Kirche selbst zu sein, die von der Wahrheit und Gottes Gesetzen aufrechterhalten wurde und den Gläubigen das Wasser des Lebens spendete.

Er bog nach links in eine ruhigere Straße ein und ging weiter aufwärts, wobei er den Umhang enger um sich zog. Für den Fall, dass Anastasios Zarides denselben Gedanken gehabt haben sollte wie er, wollte er ihm zuvorkommen und mit Bessarions Witwe Helena Komnena sprechen. Er

befürchtete, dass sie sich unter Umständen als das schwache Glied in der Kette erwies.

Der Regen hatte aufgehört, doch lag nach wie vor Feuchtigkeit in der Luft. Bis er das Haus erreicht hatte, waren seine Schuhe von Schlamm bespritzt, und seine Beine schmerzten. Allmählich hatte er ein Alter und ein Gewicht erreicht, die es ihm nicht mehr leichtmachten, Steigungen zu bewältigen.

Ein Diener führte ihn durch das große schmucklose Atrium in einen Vorraum mit einem herrlichen Mosaikboden und verschwand dann, um seine Herrin von der Ankunft des Bischofs in Kenntnis zu setzen.

Von ferne hörte er Stimmengemurmel und dann das perlende Lachen einer Frau. Das war keine Dienerin, dafür klang es zu unbeschwert. Es musste Helena sein, die ganz offenkundig Besuch hatte. Es wäre interessant zu erfahren, wer das war.

Der Diener kehrte wieder, geleitete ihn durch einen Gang zu einer Tür, kündigte ihn an und trat dann zurück. In diesem Augenblick kam eine Dienerin mit einem herrlichen Parfümflakon aus goldgefasstem, blaugrün schimmerndem Glas mit Perlenbesatz in den Händen heraus. War das ein Geschenk des Besuchers, der Helena zum Lachen veranlasst hatte?

Sie stand in der Mitte des Raumes. Auch wenn sie nicht besonders groß war, musste man sie mit dem Ebenmaß ihrer Proportionen als Schönheit bezeichnen. Sie hatte geschwungene Brauen und bemerkenswert hohe Wangenknochen. Dadurch, dass sie ihre Tunika an der Schulter mit einer Spange zusammenhielt und um die Taille mit einem Gürtel raffte, betonte sie sowohl den Schwung ihres Busens als auch den ihrer Hüften. Da das Trauerjahr nach dem



Anne Perry

Die dunklen Wasser des Todes

Roman

ERSTMALS IM TASCHENBUCH

Taschenbuch, Broschur, 704 Seiten, 11,8 x 18,7 cm

ISBN: 978-3-453-40606-3

Heyne

Erscheinungstermin: Juni 2012

Ein geheimnisvoller Mord – eine mutige Heilerin – eine untergehende Welt

Konstantinopel 1273: Ein hoher Adelige wird in der städtischen Zisterne ermordet. Schnell ist ein Verdächtiger gefunden. Doch dessen Schwester Anna kann nicht an seine Schuld glauben. Als Eunuch verkleidet versucht sie die Wahrheit zu ergründen. Schon bald ist sie in ein Intrigengeschäft verwickelt, das das ganze Weltreich zu Fall bringen soll.

 [Der Titel im Katalog](#)